

der Formen und Strukturen der Glaubensweitergabe, wie sie fast überall in Europa im Gange ist, von kirchenamtlicher Seite den nötigen Spielraum behält. So befürchtet man etwa in Italien – entsprechende Sorgen wurden von italienischen Teilnehmern in München geäußert –, daß die nachkonziliare Neuorientierung der Katechese zugunsten von Strömungen zurückgedrängt werden könnte, denen es vor allem auf die „gesunde Lehre“ und auf eine möglichst vollständige und systematische Darlegung der kirchlichen Doktrin ankommt.

Der Freiburger Katechetische Kongreß von 1983 hatte offenbar vielerorts das erfreuliche Ergebnis, daß sich das Gespräch „vor Ort“ zwischen Religionslehrern, Pfarrern,

Pastoral- und Gemeindereferenten und Kindergärtnerinnen intensiviert hat, daß da und dort Barrieren zwischen den einzelnen Lernorten des Glaubens abgebaut werden konnten. Nach München käme es vor allem darauf an, den Austausch auf dem Feld der Katechese zwischen den europäischen Ortskirchen weiter auszubauen. Das gilt zumal dort, wo dieser Austausch bisher nur mühsam vorangekommen ist, etwa im Verhältnis von französischer und deutscher Katechese. Die Zusammenarbeit der europäischen Bischofskonferenzen hinge weitgehend in der Luft, fände sie nicht ihre Entsprechung und Bestärkung in den verschiedenen Bereichen des kirchlichen Lebens.

Ulrich Rub

## „Maria steht für das wahre Menschsein Jesu“

Ein Gespräch mit Wolfgang Beinert über Marienfrömmigkeit und Mariologie

*Maria, Mutter der Kirche, Urbild der Glaubenden, Symbol der Befreiung, Zuflucht der Sünder; der marianischen Titel alter und neuer Prägung gibt es viele. Was besagen sie? Wo führen sie zu Fehldeutungen nicht nur Marias, sondern der christlichen Glaubensstruktur? Wie läßt sich Marienverehrung frömmigkeitlich einordnen und ökumenisch „übersetzen“? Und was bedeuten außerkirchliche Hinwendungen zu Maria oder solche, die sich quer zum kirchlichen Glauben abspielen? Darüber sprachen wir mit Professor Wolfgang Beinert, Regensburg. Die Fragen stellte Ulrich Rub.*

**HK:** Herr Professor Beinert, unlängst bin ich bei einer evangelischen Theologin auf die Äußerung gestoßen, mit der Mariologie und speziell mit dem eben begonnenen „Marianischen Jahr“ könne sie nichts anfangen, aber eine stille Liebe zu Maria hege sie schon. Mir scheint dieser Satz für das gegenwärtige Spektrum der Einstellungen zu Maria auch im Katholizismus nicht untypisch zu sein. Beträchtliche Schwierigkeiten mit der herkömmlichen Marienlehre und -frömmigkeit sind ebenso zu registrieren wie ein neues Interesse an Maria, das in sehr verschiedenen Facetten schillert. Wie ist das zu verstehen?

**Beinert:** Ich kann Ihre Situationsschilderung zunächst nur bestätigen. Auf der einen Seite treffe ich auf große Skepsis gegenüber den theologischen Aussagen über Maria. So haben außerordentlich viele engagierte Katholiken – um es ganz vorsichtig auszudrücken – ein sehr distanzierendes Verhältnis zu den marianischen Dogmen, und hier wieder besonders zur Jungfrauengeburt. Es wird nach meinen Beobachtungen immer schwerer, die Lebens- und Glaubensbedeutung gerade dieses Dogmas zu vermitteln, das auf die alte Christenheit zurückgeht, in den Glaubensbekenntnissen steht und zum Grundbestand christlicher Glaubensreflexion gehört. Auf der anderen Seite werde ich bei Vorträgen und Gesprächen immer wieder gefragt: Können Sie uns neue Ausdrucksformen der Marienverehrung aufzeigen? Wir können mit

den alten Formeln, Gebeten, Gottesdienstformularen nichts mehr anfangen, aber wir sind auf der Suche. Das ist zweifellos ein Indiz für die neue Zuwendung zur Gestalt Marias.

„An Maria läßt sich am besten exemplifizieren, was Glauben im christlichen Sinne heißt“

**HK:** Was steckt denn dahinter? Ist die Zuwendung zu Maria vor allem Ausdruck eines emotionalen Defizits in Kirche und Lebenswelt, wie oft vermutet wird, oder sind noch andere Dinge im Spiel?

**Beinert:** Es gibt eine Definition von Georg Söll, wonach Mariologie nicht nur eine Rechenschaft über Glaubenswahrheiten ist, sondern auch die „*raisons du cœur*“, also die emotionale Seite umfaßt. Das läßt sich in dieser Form eigentlich von keiner anderen theologischen Disziplin sagen. Es würde ja niemandem einfallen, Christologie zu definieren als die Lehre über Jesus Christus als wahrer Gott und Mensch und außerdem noch als Ausdruck der Christusfrömmigkeit. Maria spielt im faktisch gelebten Glauben immer auch die Rolle des Menschen, der die emotionale Seite der Kirche verkörpert. Auf diesem Feld besteht gegenwärtig sicher ein besonders großer (Nachhol-)Bedarf. Allerdings ist das nicht der einzige Grund für das verstärkte Interesse an Maria. Es wird inzwischen wieder deutlich, daß man von Jesus Christus nicht reden kann, ohne gleichzeitig auch von Maria zu sprechen. Wenn heute eine Zuwendung zur Religion überhaupt und auch zum Christentum, wie diffus und wie verschwommen auch immer, stattfindet, dann ist es selbstverständlich, daß sich das Interesse auch auf Maria richtet. An Maria läßt sich am besten exemplifizieren, was Glauben im christlichen Sinn heißt. Das ist ja auch der tiefste Grund, weshalb sich die Christen seit Lukas

und Matthäus zu allen Zeiten immer wieder dieser Frau zugewandt haben.

*HK:* Gerade die Art und Weise, wie man heute Maria deutet und von ihr spricht, ist doch ein markanter Beleg dafür, daß das Interesse an Religion nicht auch schon Interesse am christlichen Glauben bedeutet. Maria wird doch zum Teil als bis in archaische Zeiten zurückreichende weibliche Symbolgestalt, als mythisches Wesen gedeutet und damit aus dem christlich-heilsgeschichtlichen Zusammenhang herausgenommen ...

*Beinert:* Weil zur Mariologie von Anfang an eine stark symbolische Komponente gehört, ist die Gefahr von Fehldeutungen sehr groß, gerade auch heute, wo der Mythos eine neue Konjunktur erlebt. Demgegenüber ist festzuhalten: Maria ist in erster Linie eine heilsgeschichtlich wichtige Person. Das Christentum hat immer Wert darauf gelegt, daß es eine Religion sei, die ein geschichtliches Fundament hat und nicht Mythen repräsentiert und vergegenwärtigt. Wenn im Glaubensbekenntnis außer Jesus als einzige Menschen Maria und Pilatus genannt werden, dann deswegen, weil man auf diese Weise ausdrücken will: Jesus Christus ist eine Gestalt der Geschichte; er ist der wahre Gott *und* der wahre Mensch. Pilatus steht für die konkrete historische Zeitstelle, Maria steht für das wahre Menschsein Jesu, der wie alle Menschen von einer Frau geboren wurde. Schon Paulus hebt Gal 4,4 darauf ab – in der ältesten, noch indirekten Erwähnung der Herrenmutter.

*HK:* Unangemessene und damit letztlich verfälschende symbolische Überhöhungen Marias gibt es aber doch nicht erst, seit Teile der Frauenbewegung oder Mythenliebhaber sie für sich entdeckt haben ...

*Beinert:* Sicher. Überall dort, wo man Maria als bloßes Beziehungswesen, d.h. nur als Verkörperung von etwas anderem, sieht, steht man in Gefahr, aus einer heilsgeschichtlichen Gestalt und damit letzten Endes aus der Heilsgeschichte überhaupt ein abstraktes Prinzip zu machen. Maria wird dann etwa, wie bei manchen katholischen Theologen, zum Prinzip des Katholischen schlechthin oder wie in der Romantik zum Prinzip des ewig Weiblichen. Sie wird, wie heute bei manchen der strengen feministischen Theologinnen zur weiblichen Seite Gottes oder gar zur Verkörperung der Magna Mater, oder sie wird auch einfach, wieder bei katholischen Vertretern, zum Sinnbild der triumphierenden Kirche. Allen diesen Deutungen muß die seriöse Theologie sehr skeptisch begegnen oder sie sogar zurückweisen, weil sie im Ansatz und im Ergebnis problematisch oder sogar gefährlich sind.

*HK:* Aber es ist doch wohl nicht zu bestreiten, daß schon im antiken Christentum auf Maria Attribute weiblicher Gottheiten übertragen wurden, daß gerade die Marienverehrung viel Vorchristlich-Religiöses aufgenommen hat. War Maria nicht doch vielfach die „geheime Göttin“ im Christentum?

*Beinert:* Ich möchte hier sehr zur Vorsicht raten. Zum einen darf man es sich mit dem „Nachweis“ des mythologisch-archaischen Erbes in der kirchlichen Marienlehre bzw. -frömmigkeit nicht zu einfach machen. Das gilt gerade auch für die These, hinter Maria stecke letztlich die Magna Mater. Sicher gibt es gewisse Analogien; aber es ist ein alter Grundsatz der Religionswissenschaft, daß aus der Analogie noch keine Genealogie folgt, d.h., wenn Ähnlichkeiten vorhanden sind, heißt das noch nicht, daß auch von Ableitungen, also von Ursache-Wirkungs-Ketten die Rede sein kann. Und zum zweiten zeigt sich auch hier, daß die originäre christliche Aussage das aus den Religionen der Umwelt übernommene Material ganz entscheidend verändert hat. Um etwa bei der Jungfrauengeburt zu bleiben: Es gibt viele Götterzeugungen in der Religionsgeschichte, aber das Neue Testament sagt gerade nicht, daß Gott sexuell tätig geworden ist, wie das in allen religionsgeschichtlichen Analogien der Fall ist, sondern, daß Maria vom Heiligen Geist empfangen hat.

### „Wir haben gelernt, daß das Christentum die Ansage einer Liebesgeschichte zwischen Gott und den Menschen ist“

*HK:* Was bedeutet das dann für Theologie und Kirche? Wie sollen sie darauf reagieren, daß man sich in kirchenfernen, profanen Milieus mit der Geschichte der Marienverehrung und der Gestalt Marias beschäftigt?

*Beinert:* Die Theologie muß die Aussagen der Heiligen Schrift und des genuinen christlichen Glaubens zur Wirkung bringen. Sie darf sich deswegen nicht einfach unkritisch darauf einlassen, was gegenwärtig innerhalb und außerhalb der Kirche an Marienbildern und -deutungen vertreten wird. Sonst ergeben sich leicht Gefahren, denen die Mariologie früher schon erlegen ist. Die Privilegien- und Konklusionsmariologie, die dann am Ende der pianischen Epoche der Tod der Mariologie war, beruhte ja letztlich auf einem unangemessenen Umgang mit Symbolen; ihr verweisender Charakter wurde nicht mehr wahrgenommen, sondern sie wurden als Oberbegriffe einem logischen Schlußverfahren unterworfen. Auf diese Weise freilich läßt sich aus einem Symbol dann fast alles ableiten. Man hatte vergessen, was schon Thomas von Aquin in seinem Sentenzenkommentar sagte: „Symbolica theologica non est argumentativa.“ Er fügt sich damit übrigens in eine lange Tradition christlichen Denkens ein!

*HK:* Gibt es denn unter den verschiedenen Facetten des gegenwärtigen Interesses an Maria keine, über die man sich in Kirche und Theologie freuen und bei der man – unbeschadet der kritischen Prüfung – positiv ansetzen kann?

*Beinert:* Ich sehe neben etlichen eher bedenklichen Motiven für die marianische Konjunktur auch einen sehr be-

grüßenswerten Ansatz. Wir sind uns heute wieder deutlicher dessen bewußt geworden, daß Christentum oder christlicher Glaube nicht in erster Linie ein Lehrsystem ist, also ein System von Glaubenssätzen, die immer weiter aufgefächert und entfaltet werden. Wir haben gelernt, daß Christentum im Grunde die Ansage einer Liebesgeschichte zwischen Gott und den Menschen ist, die uns in der Person Jesu Christi endgültig nahegebracht worden ist. Das bedeutet dann auch: Wenn ich wissen will, was Christentum ist, habe ich mich nicht zuerst an die Bücher, sondern an die Gestalten des Glaubens zu wenden. Nicht von ungefähr geht das neue Interesse an Maria ja Hand in Hand mit einem ganz neuen Interesse an den Heiligen überhaupt. Die Menschen suchen nach konkreten Vorbildern für ihr Leben aus dem Glauben und stoßen dabei auch auf Maria. Gerade in der neuen Marienzyklika „Redemptoris Mater“ Johannes Pauls II. werden diese Bezüge stark ausgezogen. Der Papst spricht etwa vom Glauben als dem Schlüssel der Mariologie, er stellt Maria als Maßstab des Glaubens und als Bild der pilgernden Kirche heraus. Alles das sind theologisch wichtige Bezüge, die durchaus auch dem Interesse und den Fragen der Menschen von heute entgegenkommen, so ungeklärt und unpräzise sich diese auch artikulieren.

*HK:* Die Enzyklika „Redemptoris Mater“ handelt nicht nur von Maria als Glaubender, sondern hebt auch sehr stark auf ihre Rolle als Mittlerin, auf ihre „mütterliche Vermittlung“ ab. Gehen beide Akzentsetzungen eigentlich bruchlos zusammen?

*Beinert:* Man wird sicher zugeben müssen, daß der Begriff Mittlerschaft sehr problematisch ist. Nicht von ungefähr hat das Zweite Vatikanische Konzil in „Lumen gentium“ VIII seinerzeit versucht, diesen Begriff zwar nicht zu eliminieren, aber ihn gewissermaßen in andere mariologische Aussagen einzubinden. Der Begriff ist vor allem deswegen so prekär, weil er auf scharfen Widerstand bei den anderen christlichen Kirchen, vor allem bei den reformatorischen Kirchen stößt, und auch, weil er nicht in sich allein stehen kann. Es muß immer sofort gesagt werden, daß selbstverständlich Christus der einzige Mittler ist. Das tut auch die Enzyklika unermüdlich. Andererseits muß man sich einmal bewußt werden, was mit dem Begriff der Mittlerschaft letztlich ausgesagt werden soll. Der Begriff selber ist eigentlich alt: Er befindet sich in Vorbereitung schon im 5. Jh., im 8. Jh. wird Maria im Osten „Mittlerin“ genannt; im Westen immerhin seit dem Beginn der frühen Scholastik, seit Anselm von Canterbury.

*HK:* Und wie wäre er heute angemessen auszulegen, d. h. ohne die Gewichte im Glaubensverständnis mariologisch zu verschieben?

*Beinert:* Ausgehen muß man wahrscheinlich von dem Begriff „Maria, Urbild der Kirche“, einem Begriff, der bei Ambrosius auftaucht und den bekanntlich das Zweite Vatikanische Konzil wieder aufgegriffen hat. Natürlich

ist dann sofort zu fragen, wie man „Kirche“ versteht. Ist Maria Vorbild einer hierarchischen Kirche, einer pluralistischen Kirche oder einer Kirche, deren Leitbild die *Communio*, die Gemeinschaft, ist? Wenn man beim Verständnis von Kirche als *Communio* ansetzt, wird das, was mit dem mißverständlichen Wort Mittlerschaft ausgesagt werden soll, durchaus nachvollziehbar, auch in ökumenischer Hinsicht. In einem kommunionalen Kirchenbild wird Heil gesehen als Heil in der Gemeinschaft. Alle Menschen sind durch Jesus Christus, der wahrer Gott und wahrer Mensch ist, miteinander verbunden. Christus ist unser Bruder, Gott unser Vater, wir sind die Kinder Gottes, das Volk Gottes, der Leib Christi: Alle diese Bilder drücken diese Verbundenheit aus. Und so gibt es nach uraltem christlichem Wissen und Bekennen eine Solidarität mit dem Auferstandenen, eine Heilssolidarität, so daß einer für den anderen eintreten kann. Daß dann Maria aus diesem Heils- bzw. Solidarkreis nicht ausgeschlossen werden kann, das ist sofort ersichtlich, wenn man an ihre besondere Erwählung denkt.

### „Man suchte den ‚reinen‘ Menschen und fand ihn in der Gottesmutter“

*HK:* Solche theologischen Einordnungen dürften allerdings den meisten Marienverehrerinnen inner- und außerhalb der Kirche fern liegen: Es ist doch eher kennzeichnend für die gegenwärtige Situation, daß sich jeder aufgrund spezifischer Interessen und Bedürfnisse „seine“ Maria zurechtlegt, sei es als Leitfigur der Befreiung, als geheime Göttin oder als Mittlerin aller Gnaden ...

*Beinert:* Leider ist dem so. Natürlich geschieht es nicht ohne Grund, daß man die strengen und nüchternen mariologischen Daten und Erkenntnisse zugunsten eines eher undifferenzierenden Interesses an der Gestalt Marias ausblendet. Ich glaube, das hängt mit einem Zug der Zeit zusammen, der sich allenthalben im christlichen, aber auch im nichtchristlichen religiösen Bereich bemerkbar macht. Wir müssen uns darüber klar sein, daß für sehr viele Menschen Leben heute ein Leben in Angst bedeutet, und zwar nicht nur in einer vordergründigen Angst vor bestimmten Ereignissen, etwa vor der nächsten ökologischen Katastrophe oder vor radioaktiver Verseuchung. Vielmehr ist das Leben für uns alle in irgendeiner Weise, für sehr viele Menschen sogar auf bedrückende und geradezu Depressionen hervorrufende Weise unüberschaubar geworden. Trotz der Überfülle an Informationen ist man noch nie so uninformiert gewesen wie heute. Trotz einer Fülle technischer Hilfen werden wir mehr und mehr zu Sklaven der Technik. Von daher erklärt sich die verbreitete Sehnsucht, irgendwo eine Insel zu haben, wo alles überschaubar ist, wo alles so bleibt, wie man es einmal gelernt hat. Ich meine, daß das die Wurzel des tiefgreifenden Fundamentalismus ist, der heute durch die ganze Welt geht und der auch im westlichen Christentum ständig an Boden gewinnt.

*HK:* Was hat das denn mit Maria zu tun?

*Beinert:* Für manche Menschen ist der Weg zu Maria ein Fluchtweg aus Verunsicherung und Orientierungslosigkeit. Maria – die mütterliche Gestalt, die *Mater misericordiae*, die Mutter der Barmherzigkeit – scheint sich geradezu als Auffangstelle anzubieten. Sie ist wieder die Schutzmantelmadonna, die in ihrem bergenden Gewand alle diese Nöte aufnimmt. Wahrscheinlich spielt dieses Motiv bei besonders emphatischen Marienverehrern in der Kirche ebenso eine Rolle wie bei der Neuentdeckung Marias als Archetyp der Jungfrau und Mutter oder Verkörperung der „Anima“ des Menschen.

*HK:* Und was ist daran problematisch?

*Beinert:* Problematisch wird es stets dann, wenn solche (zweifelloso auch vorhandenen) Züge an der Gestalt Marias mit dem Marienbild schlechthin identifiziert werden. Dadurch geschieht wieder die schon eingangs angesprochene Symbolisierung oder Funktionalisierung einer wesentlich historischen Gestalt.

*HK:* Aber die Gestalt Marias hat in der Geschichte des Christentums immer schon menschliche Sehnsüchte und Bedürfnisse auf sich gelenkt und damit auch ein Stück weit glaubensmäßig-kirchlich integriert ...

*Beinert:* Gewiß! Hier muß man jedoch fragen, warum gerade Maria so viel emotionales Potential auf sich gelenkt hat und nicht Jesus Christus. Ich meine, das hängt damit zusammen, daß es im Abendland immer ein gewisses Defizit in der Christologie gab. Es herrschte nämlich ein latenter Monophysitismus vor, d.h., man hat die volle Menschheit Christi zwar glaubensmäßig bekannt, aber nie ganz ernst genommen. Das führte dazu, daß Christus für die Menschen immer mehr „nur“ zu Gott wurde und man dann nach einem „reinen“ Menschen suchte. Diesen Menschen fand man in der Gottesmutter. So wurde sie schon sehr früh, kurz vor der ersten Jahrtausendwende, zur *Mater misericordiae*, die in einen gewissen Gegensatz zu ihrem Sohn tritt. Bis ins späte Mittelalter finden wir eine ganze Reihe von Bildern und Predigten mit der Aussage: Jesus ist der unbarmherzige Richter, der uns vernichten will und muß, aber Maria fällt ihm in den Arm. Schließlich sei er ans 4. Gebot gebunden und daher ihr gegenüber zum Gehorsam verpflichtet.

*HK:* Dieser latente Monophysitismus ist inzwischen weitgehend verschwunden. Heute liegt der Akzent doch viel mehr auf dem Menschen Jesus, seiner Botschaft, seiner Lebenspraxis, als auf dem fleischgewordenen Gottessohn. Als menschlicher Ausgleich zum einseitig vergöttlichten Christus wird Maria eigentlich nicht mehr gebraucht. Wie soll man dann plausibel machen, daß Maria in Glauben und Frömmigkeit hineingehört?

*Beinert:* Was die tatsächliche Korrektur der Christusvorstellung außerhalb der professionellen Christologie angeht, möchte ich doch etwas vorsichtiger urteilen. Was

Ihre eigentliche Frage angeht: Ich glaube, daß uns hier das Neue Testament weiterhelfen kann. Im Neuen Testament, vor allem in den Evangelien, sind natürlich alle Lichter auf die Gestalt Jesu gerichtet. Aber gerade weil sie das sind, treten in dieses Licht noch andere biblische Gestalten, und zwar keineswegs nur Maria. Es treten Petrus, Johannes, Paulus ins Licht. Aber sie bekommen ihr ganzes Licht von Christus. Christus steht nicht einsam und allein auf der Bühne der Heilsgeschichte, sondern in Solidarität zu ihm treten andere Menschen, die im Neuen Testament ganz bestimmte Weisen des Menschseins und des Christseins verkörpern. Unter diesen Menschen nimmt – das hat von Beginn an die Kirche in der Meditation der Aussagen des Neuen Testaments gesehen – Maria den ersten Platz ein. Ich komme also an Maria als heilsgeschichtlicher Gestalt nicht vorbei. Sie gewinnt als Leitfigur des Glaubens aus der reinen Gnade Gottes bleibendes Profil.

### „Die Mariendogmen von 1854 und 1950 waren zunächst ein Volksbegehren der romanischen Länder“

*HK:* Inwiefern ist Maria als Leitbild des Glaubens gerade für heutige Christen relevant?

*Beinert:* Maria wird im Neuen Testament gezeichnet als eine eigenständige mündige Person, die wirklich Partner Gottes ist. Man kann sich daraufhin bei Lukas das Verkündigungsgespräch mit dem Engel ansehen. Auf die Frage Marias: „Wie soll das geschehen?“ antwortet er mit einem Zitat aus der Abrahamsgeschichte: „Bei Gott ist nichts unmöglich.“ Maria erkennt das an: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn.“ Man sollte in diesem Zusammenhang auch nicht übersehen, daß Maria im Neuen Testament sehr deutlich als eine Frau gezeichnet wird, die in einer gewissen Spannung zu Jesus steht. Sie versteht nicht, was er sagt, sie begreift nicht, sie versucht, ihre Mütterlichkeit ins Spiel zu bringen und wird von Jesus zurückgewiesen. Denken Sie an Markus 3 oder auch an die Perikope von der Hochzeit zu Kana. Wenn man Maria einmal vom Goldhintergrund losgelöst betrachtet, vor den sie die Frömmigkeit der verschiedenen Zeiten gestellt hat, zeigt sich doch, daß sie eine Frau von erregender Aktualität ist. In ihr kommt die ganze Spannung, die ganze Problematik, die ganze Schwierigkeit, aber auch die ganze Seligkeit des Glaubens zum Ausdruck.

*HK:* Wie steht es aber dann mit den beiden Mariendogmen von 1854 und 1950? Stehen sie nicht mit ihrer Betonung der Sonderstellung der Gottesmutter einem unbefangenen neuen Zugang zur Gestalt Marias anhand der biblischen Zeugnisse eher im Weg?

*Beinert:* Ich glaube nicht. Man muß zunächst unterscheiden zwischen dem Anlaß der Dogmatisierungen von 1854 und 1950 und der Ursache, dem tieferen Hinter-

grund. Der Anlaß war ohne Zweifel, modern ausgedrückt, ein Volksbegehren der romanischen Länder. Vielleicht sollte man sich auch einmal fragen, warum eigentlich die Marienfrömmigkeit gerade in südeuropäischen Ländern oder auch in Polen stark ausgeprägt ist. Es spielt sicher eine Rolle, daß in diesen Ländern die Aufklärung eigentlich nicht stattgefunden hat. Dazu kommt, daß vor allem dort die scholastische, besser gesagt, die neuscholastische Theologie ihre Triumphe gefeiert hat. Diese neuscholastische Theologie war ja außerordentlich rational, um nicht zu sagen rationalistisch geprägt: sie hat versucht, die Lebendigkeit des Glaubens in Begriffen einzufangen. Daß damit die Gläubigen nicht zufrieden sein können und sich einen entsprechenden Ausgleich suchen, scheint mir evident.

*HK:* Und welches ist dann der tiefere Hintergrund der beiden Dogmen?

*Beinert:* Beide Glaubenssätze stehen in einer Kontinuität zum ersten christlichen Jahrtausend. Der Ausgangspunkt ist in beiden Fällen die einzigartige Erwählung Marias, die das Neue Testament bezeugt. Gerade wenn man auf dem Hintergrund biblischer Kategorien denkt, muß eigentlich irgendwann die Frage auftauchen: Wie handelt der treue Gott, der sich den Menschen ganz zusagt und sie liebt, bezüglich des Anfangs und des Endes eines Menschen, den er erwählt hat? Ist diese Erwählung nur eine Episode? Benutzt Gott die Menschen nur wie Instrumente, die man dann wieder weglegt, oder sagt sich Gott wirklich einem Menschen zu? Die Antwort darauf: Ja, er tut das; und zeichenhaft sehen wir es an Maria. Maria wird ganz und gar, also von Anfang an, erwählt, das meint „Unbefleckte Empfängnis“. Im übrigen ist die Parallele bei uns die Taufe: Taufe heißt ja eigentlich, ein Mensch wird ganz radikal Gott übereignet. In der Taufe geschieht beim Christen zu einem späteren Zeitpunkt, was bei Maria zum frühestmöglichen Zeitpunkt geschehen ist.

*HK:* Läßt sich dieser Ansatz auch im Blick auf das Dogma von der Aufnahme Mariens in den Himmel durchführen?

*Beinert:* Auch in bezug auf ihr Ende ist Maria ein Zeichen. Ganz und gar von Gott erwählt sein heißt auch: Die Treue Gottes bleibt über den Tod des erwählten Menschen hinaus. So ist die Aussage, Maria sei die bei Gott Verherrlichte, im Zusammenhang zu sehen mit dem letzten Satz des Glaubensbekenntnisses: „Ich glaube an die Auferstehung der Toten und an das ewige Leben.“ Was ich für mich als Ereignis der Zukunft glaube, weiß ich im Glauben der Kirche als an Maria schon jetzt geschehen. Deshalb sind beide Dogmen keine erratischen Blöcke, die aus einer etwas übersteigerten Marienfrömmigkeit in das Lehrgebäude der Kirche geraten sind. Sie gehören in die Linie, die bei Lukas und Matthäus begonnen hat, die dann durch die ganze Geschichte der Kirche hindurch ausgezogen wird und sich in der Alten Kirche in den grundlegenden dogmatischen Aussagen von der

Gottesmutter und der immerwährenden Jungfrauenschaft kristallisiert.

*HK:* Sie sprachen von dem „Volksbegehren“, das den Ausschlag für die Dogmatisierung der unbefleckten Empfängnis und die Aufnahme Marias in den Himmel gegeben habe. Heute gibt es zwar in der Breite kein vergleichbares marianisches „Volksbegehren“. Aber es springt jedem Beobachter ins Auge, daß man sich vor allem in der feministischen Theologie bzw. im Zusammenhang mit der Frauenfrage in der Kirche mit Maria beschäftigt ...

*Beinert:* Daß sich Frauen, die über ihre Rolle in Kirche und Gesellschaft nachdenken, mit Maria beschäftigen, nimmt nicht wunder. Hier ist ja auch etliches aufzuarbeiten. Mit dem Hinweis auf Maria hat man vielfach ein sehr einseitiges Verständnis der Frau und ihrer Rolle in der Kirche zu legitimieren versucht. Man muß sich aber darüber im klaren sein, daß sich die Probleme nicht von der Mariologie her lösen lassen. Wenn es – was nicht zu bestreiten ist – Defizite in bezug auf die Rolle der Frau in der Kirche und auch des Weiblichen im Glaubensverständnis gibt, liegt die Lösung nicht in der Suche nach neuen marianischen Frömmigkeitsformen oder in einseitig feministischen Mariendeutungen. Vielmehr muß man den Frauen den Platz in der Kirche wiedergeben, den sie nach dem Willen Jesu und nach den Aussagen des Evangeliums und der ganzen Heiligen Schrift haben. Genauso gilt: Wenn man die emotionale Seite der Marienfrömmigkeit auf ein rechtes Maß bringen will, muß man sich fragen, ob denn das echt menschliche Element heute im Leben der Kirche, in der Theologie, in der Liturgie, im Umgang der Christen untereinander genügend zum Tragen kommt. Auch da gibt es erhebliche Ausfallerscheinungen.

### „Wichtig für uns ist zu leben, zu beten, zu glauben wie Maria“

*HK:* Ist es dann sinnvoll, Maria als das „mütterliche Antlitz Gottes“ zu deuten, wie es etwa Leonard Boff in seinem Marienbuch tut? Handelt man sich mit einer solchen Stilisierung Marias zum Weiblichen in Gott nicht eher neue Schwierigkeiten ein?

*Beinert:* Es gibt heute Vereinnahmungen Marias, die man um des Gehorsams zur Schrift und zu den grundlegenden marianischen Glaubensaussagen willen nicht zulassen kann. Letztlich werden ja die realen Probleme nicht sublimiert oder verdrängt, wenn man alles der Gestalt Marias auflädt bzw. in sie hineininterpretiert. Hier sollten uns wirklich die Erfahrungen zu denken geben, die die Kirche zwischen 1958, also dem Tod Pius' XII., und den siebziger Jahren gemacht hat. Man kann alles zu Tode reden. Man kann auch Maria zu Tode reden. Genau das wäre aber verhängnisvoll. Man muß vom Geheimnis reden, man muß aber auch vor dem Geheimnis

schweigen können, sonst hört es auf zu leuchten. Das gilt auch hinsichtlich der Mutter Christi.

*HK:* Wenn man die gegenwärtige marianisch-mariologische Landschaft mit ihren sehr verschiedenen Facetten Revue passieren läßt, tauchen letztlich vor allem zwei Grundfragen auf: zum einen geht es um das Verhältnis von Geschichte, Glaubensaussage, Symbol, Mythos im Zusammenhang mit der Gestalt Marias, zum anderen um die Rolle Marias im Blick auf das Christusergebnis und der Kirche. Ist hier nicht in beiden Fällen noch etliches zu klären?

*Beinert:* Wichtige Beiträge zu diesen Fragen hat das kaum mehr zitierte Apostolische Schreiben Pauls VI. von 1974 „*Marialis cultus*“ geleistet. Der Papst stellt dort sinngemäß fest, daß es heute große Schwierigkeiten in der Rede über Maria gebe, und schreibt dazu: „Die Jungfrau Maria ist von der Kirche den Gläubigen nicht wegen der Art des Lebens, das sie geführt hat, zur Nachahmung empfohlen worden und noch weniger wegen der soziologisch-kulturellen Umgebung, in der es sich zugetragen hat, die heute fast überall überholt ist, sondern vielmehr stets deswegen, weil sie in ihren konkreten Lebensbedingungen vorbehaltlos und verantwortungsbewußt dem Willen Gottes Folge geleistet hat, weil sie von ihm das Wort entgegennahm und in die Praxis umsetzte, weil ihr Handeln von der Liebe und der Bereitschaft zum Dienen beseelt war, weil sie die erste und vollkommenste Jüngerin Christi gewesen ist.“ Mit anderen Worten: Wichtig für uns ist zu leben, zu beten, zu glauben wie Maria und erst in zweiter Linie eine Zuwendung zu ihrer Gestalt. Das war ja auch der Weg der Kirche in der Geschichte.

*HK:* Aber dabei ist es doch im Lauf der Jahrhunderte zu erheblichen Verschiebungen gekommen ...

*Beinert:* Wenn man es auf eine Formel bringen will: Am Anfang stand die Bewegung „*Per Christum ad Mariam*“. Wenn ich auf Christus schaue, kann ich von Maria nicht absehen. Diese Blickrichtung ist im Neuen Testament vorgezeichnet. Daraus folgt dann mit einer inneren Konsequenz, gerade weil Christentum existentiell ist und eine Geschichte der Heilssolidarität, die Zuwendung zu Maria selber, die die beherrschende Rolle im zweiten christlichen Jahrtausend einnimmt. Wir könnten dafür die Formel verwenden: „*Per Mariam ad Jesum*“, also: durch die Gestalt Marias lernen wir Jesus besser verstehen. Aber dieser Prozeß ist dann faktisch abgeblockt worden durch die Entwicklung, für die die Formel stehen kann: „*De Maria numquam satis*.“ Man konnte plötzlich über Maria nicht mehr genug sagen und fand ab und an gar keine Zeit mehr, auch noch von Jesus zu reden. Das führt dann erstens zu dem Satz: „*De Maria satis*“, es langt uns jetzt, und in der Folge davon zu „*De Maria numquam*“, über Maria gibt es nichts mehr zu sagen. Wir können heute in der Kirche für beides Beispiele finden: Die einen können immer noch nicht genug über Maria sagen; die anderen würden über Maria am liebsten überhaupt nichts mehr sagen.

*HK:* Gibt es hier für Verkündigung und Theologie einen goldenen Mittelweg?

*Beinert:* Wir müssen zu einer Synthese finden, indem wir beide Wegrichtungen wählen. Wenn wir von Christus reden, kommen wir zu Maria, und wenn wir bei Maria sind, müssen wir wieder zurückfinden zu Christus. Genau das wäre die Konsequenz eines Kirchenbildes, das sich am Gedanken der Gemeinschaft und der Solidarität orientieren würde. Dann bin ich nie nur bei Christus, sondern immer bei seinem Leib, und wenn ich beim Leib bin, bin ich immer bei Christus. Mit anderen Worten: Mariologie muß eingeordnet werden in die augustinische Perspektive vom „*Christus totus*“. Christus ist immer auch der Christus mit seinem Leib. Dazu gehört in einer ganz eminenten Weise Maria.

*HK:* Wie stehen die Chancen dafür, daß eine in diesem Sinn ausgewogene Mariologie und Marienverehrung in der Kirche an Boden gewinnt? Könnte sich nicht vieles im gegenwärtigen Interesse an Maria als eher kurzlebige Modeerscheinung erweisen bzw. den Graben zwischen sehr engagierten, emphatischen Marienverehrern und denjenigen größer werden lassen, die zur Gestalt Marias kaum ein Verhältnis haben?

*Beinert:* Natürlich muß nicht alles von Dauer sein, was sich gegenwärtig an Zuwendung zur Gestalt Marias in der einen oder anderen Form artikuliert. Auch in der Kirche ist im Augenblick noch vieles im Fluß, was Formen und Intensität der Marienverehrung anbelangt. Es wäre allerdings fatal, wenn sich die Extreme verstärken würden: Auf der einen Seite eine noch stärkere Distanz großer Teile der Kirche zur Gestalt Marias, die doch in jedem Fall zum Glauben gehört, und auf der anderen Seite eine überheizte Frömmigkeit, bei der man sich fragen muß: Inwieweit ist sie noch genuin christlich, inwieweit bleibt sie bei Maria stehen und verschiebt damit die Proportionen? Eine zunehmende Polarisierung wäre hier sowohl innerkatholisch wie ökumenisch ausgesprochen schädlich. Ob sie wirklich und wie intensiv sie sich ausbildet, ist im Augenblick schwer abzuschätzen.

### „Alles in allem darf man einem vorsichtigen ökumenischen Optimismus wohl Ausdruck geben“

*HK:* Der Papst hat bei seinem Deutschlandbesuch Anfang Mai darauf hingewiesen, daß zu den noch ungelösten Problemen zwischen katholischer Kirche und reformatorischen Kirchen die Verehrung Marias und der Heiligen gehört. Tatsächlich steckt das ökumenische Gespräch über die Mariologie noch in den Anfängen. Auf evangelischer Seite reicht das Spektrum derzeit von massiven Vorbehalten gegenüber traditioneller katholischer Marien-theologie und -frömmigkeit bis zu großer Offenheit für die Gestalt Marias in der Schrift und der kirchlichen Überlieferung. Wie kann es auf diesem Hintergrund ökumenisch weitergehen?

*Beinert:* Zunächst einmal möchte ich darauf hinweisen, daß etwa zu der Zeit, zu der dieses Gespräch im Druck erscheint, die konstituierende Sitzung einer neuen ökumenischen Kommission stattfindet, die von der Deutschen Bischofskonferenz und der VELKD eingerichtet worden ist und die das Thema „Communio sanctorum“, d. h. die Heiligenverehrung und in spezieller Weise die Mariologie, behandeln wird. Zum anderen darf darauf hingewiesen werden, daß die VELKD gegenwärtig eine Handreichung für die Gemeinden vorbereitet, in der die Gestalt der Mutter Gottes den evangelischen Christen in der Gemeinde nahegebracht werden soll. Das zeigt doch,

daß für nicht wenige Christen im reformatorischen Raum neu sichtbar geworden ist, welche große heilsgeschichtliche Bedeutung Maria besitzt, und daß die Kirchenleitungen der Überzeugung sind, dies müsse auch der „Basis“ verstärkt bewußtgemacht werden. Im übrigen hat der Papst in seiner Ansprache an die deutschen Bischöfe im Blick auf den ökumenischen Dialog über Maria gesagt, alle konkreten Formen der Marienverehrung müßten dem Glauben an Jesus Christus als dem einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen entsprechen. Alles in allem darf man einem vorsichtigen ökumenischen Optimismus wohl Ausdruck geben.

## „Wie leicht werden Knechte zu Herren des Wortes“

### Kritisches zum Predigen von einem Prediger

*Die Predigt ist der zentrale Ort und Vorgang der Verkündigung. Wie gut oder wie schlecht gepredigt wird, davon hängt einiges ab: für das geistig-geistliche Profil der Kirche, für das Wirksamwerden der Frohbotschaft, für den persönlichen Glauben des Hörers. Pfarrer Michael Graff (früher Katholische Akademie Hohenheim, jetzt Pfarrer in Ulm) versucht sich hier in einem kritisch-selbstkritischen Plädoyer für mehr Respekt vor dem Wort und denen, die es aufnehmen sollen. Solides Handwerk, nicht Kunstwerk lautet die Formel.*

„Ich habe einen Priester, der nach dem Evangelium lebte, das Evangelium predigen gehört. Die Kleinen, die Armen waren begeistert, die Großen, die Reichen nahmen Anstoß. Und ich dachte, daß man das Evangelium nicht lange zu predigen braucht, damit viele von denen, die heute die Kirche füllen, fortgehen, und die, die sie verlassen haben, sie füllen“ (*Michel Quoist*).

Den Heiligen fragt niemand nach Rhetorik, Schliff und Argumenten. Aber uns, die wir nicht ganz so glaubhaft Jesus nachfolgen, uns wohlbestallte Prediger darf man wohl fragen, ob wir wenigstens in unsren Worten das Beste geben, wenn schon Herz und Hände zögern. Uns, die wir Sonntag für Sonntag vor den Leuten stehen und unverfroren erwarten, daß man uns zuhört, uns muß man fragen, wer oder was uns zu diesen öffentlichen Auftritten legitimiert. Solange wir keine Heiligen sind, werden die Hörer wenigstens solides Handwerk von uns erwarten, nicht Kunststücke, aber doch gute Arbeit, redliche Arbeit.

Vom Tisch des Wortes sprechen auch unpoetische Herren gern. Man vergleicht Brot und Wort, Hunger hier und Hunger da, und ich fürchte, man ahnt nicht, was für heimtückische Parallelen in der theologisch richtigen Überlegung zu Wort und Sakrament schlummern. Ge-

meinsam ist zunächst, daß man von Brot spricht, aber die Hostie zunächst und die eucharistische Gabe zutiefst meint, bzw. die Predigt zunächst und das Wort Gottes zutiefst. Konkret meint man weder Brot noch Wort, weder die Kunst des Brotbackens noch die Redekunst. Nicht einmal der tatsächliche Hunger von Millionen Erdbewohnern ist in unserer lieb gewordenen Rede von Tisch und Brot und Hunger ernst genommen, denn so konkret, wie eine neue Plakatserie von Misereor wollen wir den Brotrede des Johannevangeliums denn doch nicht begegnen, und vom Jakobsbrunnen zum Brunnenbau in der Sahelzone führt ein unendlich weiter Weg. Daß die Wahrheit konkret sei, hat bekanntlich der linke Brecht gesagt, und so trennen sich an diesem Punkt die Theologien derer von oben und derer von unten, was sich in Predigten nach wenigen Worten erkennen läßt.

### Warum manche Leute nicht mehr zuhören

Predigtarbeit am Tisch des Wortes: Hunger nach einem guten Wort immer noch vorausgesetzt. Trotz vakuumverpacktem Maschinenpapp „Bauernschnitten“ findet ein richtiger Bäcker, bei dem das Brot noch nach Brot schmeckt, seine Kundschaft, und der ordentliche Prediger – er muß kein Poet sein – findet auch unter Fernsehkonsumenten seine Hörer, die nur eines erwarten, daß die Predigt nach dem Wort schmeckt und nicht nach nichts oder nach allerlei. Sie fragen nicht nach den geheimen Absichten des Predigers, sondern nach dem Nährwert, nach Substanz und kräftigem Geschmack. Sie suchen weder Leckerbissen, literarisch, wortspielerisch, noch benötigen sie Schonkost aus Gottes Diätküche, wie Kurt Marti einmal witzig vermutet, sondern sie möchten